

## Aufbruch in neue Wirklichkeiten

Matthias Manders neuer Roman „Der Sog“

Matthias Manders Romanwerk hat sich zur Trilogie gerundet. Nach dem „Kasuar“ (1979) und den „Wüstungen“ (1985) ist nun mit dem „Sog“ der dritte Teil erschienen. Wenn, laut einem bekannten Diktum Heideggers, Denken immer „Denken des einen“ ist, so gilt das in besonderer Weise für diesen außergewöhnlichen, monolithisch in literarischer und geistiger Landschaft stehenden Autor. Dieses eine, um das es ihm geht, ist die sprachliche und bewußtseinsmäßige Aufsprengung jener kurzfristig vorteilsorientierten, deshalb zukunftsvernichtenden Handlungsperspektive, die Individuen, Organisationen und Staaten gleichermaßen umklammert hält. Im Bild gesprochen: Gleich einem medizinischen Zertrümmerungsverfahren schießt der Roman in einem fort Bilder, geschichtliche Ereignisse, Fakten, Statistiken auf das Vorteilsdenken, diese eigentliche Gestalt des Bösen in unserer Zeit. Wie die Hydra von Lerna hat es immer wieder nachwachsende Köpfe, und der Kampf dagegen ist eine wahrhaft herkulische Mühe. Wie sie bestehen, ohne einer fanatischen Ideologie zum Opfer zu fallen oder resignierend aufzugeben? Diese zwei „Lösungen“ wären ja schon wieder zwei dieser Köpfe des sich fortzeugenden Bösen. Manders Romangestalten, Rausak (im „Kasuar“), Zwiggott (in den „Wüstungen“) und jetzt Vizepräsident Vorhofer stehen in oder brechen durch zu einer gläubigen, strukturbildenden Menschenliebe, zu einer mystischen Existenz.

Diesmal ist das besonders deutlich: Im Hochhaus seines, den Mander-Lesern schon vertrauten EBC-Konzerns, hat der Planer die nächtliche Lichtschaltung so angelegt, daß in Höhe und Breite des Gebäudes ein Kreuz aufleuchtet, und genau in der „Achselhöhle“ dieses Lichtkreuzes vollzieht sich die Wandlung des vorteilsversessenen, allein die eigene Karriere betreibenden Managers zu Hingabebereitschaft und Liebe. Die erzählte Zeit umfaßt die Woche vom 11. Abend bis zur Silvesternacht 1986, die Vorhofer, nachdem er zum ersten Mal eine gegen ihn gerichtete, in den Aufzug geritzte Morddrohung gelesen hat, allein und mit den körperlichen Auswirkungen des dadurch verursachten psychischen Schocks ringend, in den Büroräumen zubringt. In einem sicherlich unbeabsichtigten Kontrast zu einem anderen monoman selbstbezogenen Menschen, zu Werther, der sich in unausgesprochener Verweigerung gegenüber der christlichen Heilverkündigung am Vortag von Weihnachten das Leben nimmt, wird das Fest der Menschwerdung Gottes zum Moment, in dem sich in Vorhofer der Zusammenbruch der einen und der Beginn einer neuen Existenzform ereignet. In den Kategorien Kierkegaards: die Drohung des Todes als Krise einer jeden Existenz, die sich nicht „durchsichtig gründet in Gott“. Der nahe Tod treibt die Wahrheit eines Lebens hervor, die zu sehen den Menschen vernichtet, wenn sie nicht den Ausblick auf ein neues Leben findet, im Vertrauen auf die Liebe und die Nähe Christi. Entscheidend ist am Ende nicht, ob eine tätige „Wiedergutmachung“ möglich ist, sondern das Durchleiden des Wandlungsschmerzes. Vorhofers Trost sind am Ende die Worte Jesu an den rechten Schächer: „Heute noch . . .“, jene Worte, die eine ganze Vergangenheit heilen und eine gerettete Zukunft verheißen.

Diese Rückgewinnung einer christlichen Existenz ist psychologisch „abgesichert“ durch eine frühe Prägung, durch Kindheit und Jugend in steirischer Landschaft, als Ministrant unter gläubigen Menschen, durch das Lebensbeispiel eines Vaters, der unter dem Risiko des eigenen Lebens gegen Rohheit und Verwilderung der Nazis auftritt. So wechseln im einsamen, todbedrohten Menschen Momente extremen körperlichen Schmerzes mit den aus der Vergangenheit aufsteigenden Bildern einer vom Glauben inspirierten Menschlichkeit.

Der Name, Vorhofer, deutet aber motivlich bereits darauf hin, daß sich diese Verwandlung nicht mehr ins tätige Leben hinein vollenden kann. Als er, aus der Höhe der Direktionsetagen stockweise absteigend und -stürzend, schließlich den Boden der Stadt und ihrer Menschen erreicht, erfüllt sich auf dem nächtlichen Rückweg die angekündigte Drohung: „Der für seine Hinrichtung Genesene“ wird Opfer eines Attentats. Eine Woche lang, in immer neuen Blendungen, hat das Licht des großen Festes göttlicher Demut aus einem Saulus einen Paulus gemacht – aber die rettende Verkündigung darf er nicht mehr aussprechen. Sein letztes Wort sammelt er, kaum mehr erkenntlich, aber in einem Laut verbunden („Chrst“), den Namen des göttlichen Retters und jener Frau, Christa, deren Liebe er verraten hat.

Der Roman hat eine erzähltechnische Gestaltung, die vollständig autonome Wege geht. Auf weite

Zu: MANDER, Matthias: *Der Sog*. Roman. – Graz: Styria, 1989. – 340 S., geb., S 350,–, DM 49,–.

Bahnen dachten und sich vorwärtsbewegen wollten und früh durch Selbstmord endeten. Sie waren Außenseiter und repräsentierten doch eine Generation, eine Generation von Dichtern, die (wie Anna Seghers später festgehalten hat) „ihre Stirnen an der gesellschaftlichen Mauer der Wirklichkeit wund rieben“. Anna Seghers war es auch, die Christa Wolf auf die Günderrode aufmerksam gemacht hat: eine Dichterin, der „man nicht gerecht geworden ist“. – Die Günderrode hat neue Lebensformen ausprobiert, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft als „Entwurf“ gelebt. Sogar Kleist, der empfindsame Einzelgänger, ist zunächst einmal irritiert, weiß nicht, sie einzuschätzen: „Wie sie da steht, sich nicht aufdrängt, sich nicht ausdrücklich entzieht. Dame. Mädchen. Weib. Frau. Alle Begegnungen gleiten von ihr ab. Jungfrau: lächerlich, beleidigend sogar, später will ich darüber nachdenken, wieso. Jünglingin. Kurioser Einfall, weg damit.“ Das Zwitterhafte, in einer Welt der Ordnung, in der links und rechts, stark und schwach sauber getrennt ist, erregt nichts als Widerwillen. Dabei ist auch Kleist in dieser Welt nicht daheim. Denn die Zeit der Revolution ist vorbei, überall herrschen Reaktion und Repression. Auch für ihn gibt es keinen Ort, an dem er, der Querdenker, leben könnte, nirgends. Er ist sich zwar darüber im klaren, „was seine Rettung wäre: die Stimme in sich knebeln, die da reizt und höhnt und weitertreibt, auf die wunden Punkte hin“. Aber er weiß auch, diese Stimme zum Schweigen zu bringen, sich anzupassen, wäre „eine andre Art von Tod“. Und so denkt er nicht daran, den Kampf gegen diese Welt aufzugeben, selbst angesichts der Gefahr, unter den selbstauferlegten Lasten zusammenzubrechen. – Die Gesellschaft, in der Kleist und die Günderrode zusammentreffen, im Salon des Kaufmanns Merten in Winkel am Rhein, erweist sich als eine Gesellschaft voller Widersprüche; hinter den „lächelnden Mündern“ versteckt sich, wie die Günderrode erkennt, eine „schwere Krankheit des Gemeinwesens“. Zwischen den Reflektierenden und den Handelnden, zwischen Sensibilität und Ordnung, zwischen Kunst und Wissenschaft klaffen Abgründe. Zwischen den Geschlechtern nicht minder. Denn die erbarmungslose Welt der Ordnung wird von Männern gestaltet: dem Kaufmann Merten, dem Arzt Wedekind, dem Rechtsgelehrten Savigny, dem Naturwissenschaftler Nees v. Esenbeck, nicht zuletzt von dem Dichter Clemens Brentano, der nie „fühlt“, „worüber er zu schweigen hätte“. Sie alle haben nur ausführbare Pläne und Ziele im Kopf, während Kleist und die Günderrode, die sich weigern, sich zu verstellen, von einer anderen Welt träumen, von einer Gegen-Ordnung, in der das patriarchale Herrschaftsinteresse erlischt, in der Mann und Frau einander nicht mehr feindlich gegenüberstehen, in der die Handelnden und die Denkenden, in der Staat und Volk am gleichen Strang ziehen. Es ist ein ungleicher Kampf. Kleist und die Günderrode geben sich denn auch keinen Illusionen hin. Aber die Günderrode wenigstens ist überzeugt: „Wenn wir zu hoffen aufhören, kommt, was wir befürchten, bestimmt.“

Christa Wolf arbeitet immer wieder mit Zitaten: Über 90 Textstellen sind in den verschiedensten Quellen belegt. Wenn Kleist und die Günderrode reflektieren oder miteinander reden, verweisen die Figuren also auf das Werk der historischen Vorbilder; während die Erzählerin, auf der Ebene des Berichts, zwischen der eigenen Schreibweise und der Schreibweise ihrer Figuren pendelnd, zu vermitteln versucht. Damit wird der historische Abstand, der die Erzählerin von den Figuren trennt, zugleich verdeutlicht und beinahe aufgehoben. Gelegentlich sprechen Kleist, die Günderrode und die Erzählerin zur gleichen Zeit: sind es doch die gleichen Ängste und Hoffnungen, die sie beschäftigen, als wäre die Zeit stillgestanden, und dementsprechend einhellig fällt auch die Zeitanalyse aus, die sie geben. – Als Voraussetzung für die Überwindung der Vereinzelung, unter der die „romantischen“ Menschen leiden, bis sie zugrundegehen, erscheint das Gegenbild einer Gesellschaft, die unter den selbstauferlegten ökonomischen ‚Zwängen‘ und institutionellen Regelungen zu ersticken droht, ohne selber das zu merken; eine neue Gesellschaft, in der, anders als in der Welt des Kaufmanns Merten, herrschaftsfreie Beziehungen, zwischen den Geschlechtern wie zwischen den Denkenden und Handelnden, selbstverständlich gelten. – Die kapitalistische Zwei-Drittel-Gesellschaft ist damit nicht gemeint. Auch nirgendwo sonst in der früher im Westen so gern rezipierten DDR-Literatur. – Vielleicht wechselt diese noch einmal ihre Rolle. Sie könnte gut als Salz dienen in der trüben Suppe einer Wirtschaftsunion.

#### *Literatur*

Christa Wolf: Kein Ort. Nirgends. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1979.  
Sonja Hilzinger: Christa Wolf. Stuttgart: Metzler 1986. (Sammlung Metzler; M 224). (Mit ausführlicher Bibliographie.)

mehr Ausdruck des Ekels vor dem eigenen körperlichen Verfall im Alter, vor Hinfälligkeit und Reduktion eines, der lapidar feststellt: „die freude an mir / läßt nach“. Angenehm zu lesen sind manche dieser Gedichte nicht, ihre den Leser wie den Autor nicht schonende Drastik kann schon verstören – „diese gedichte / sind fürchterlich / das sagt er / und das sage ich ...“

Als „idyllen“, wie sie der Buchtitel ankündigt, wird man nur wenige der neueren Gedichte Ernst Jandls bezeichnen wollen. Allenfalls die Reminiszenzen an die eigene Kindheit – auch sie ohne jeden poetisierenden Zuckerguß – sind noch nicht überschattet von der Verfinsternung: „immer von sich selbst erzählt / da gibt es nichts zu lachen / hat sich ja nicht die welt gewählt / nur ein paar spiel-sachen“

Ernst Jandl strebt, so hat er früher einmal gesagt, eine nicht-illusionistische, nicht-didaktische Dichtung an, die „gegenstände aus sprache erzeugt“ und die sich als autonom versteht gegenüber einer zu praktischer Mitteilung dienenden Sprache. Als einzige (und auch schon infrage gestellte) Rechtfertigung seiner Existenz sieht dieser Autor das Schreiben an. Eines der Gedichte aus dem Band „idyllen“ lautet: „aus der dichtung großen glück / langsam zieh ich mich zurück / oder tue einen schritt / der mein dichtersein zertritt / nur den lesern bleibe ich / noch ein weilchen dichterlich“

Jürgen P. Wallmann

L&K

MATTHIAS MANDER: DER SOG. Roman.  
Verlag Styria, Graz-Wien-Köln, 1989.

In seinem dritten Roman aus der Welt der Industrie beschreibt Matthias Mander abermals das Schicksal von Menschen in führenden Positionen, die planen, organisieren, Entscheidungen treffen müssen und dabei in ihrem Inneren zerstört werden. Auf solche Vorgänge bezieht sich der Titel und das Umschlagbild des Buches, auf dem eine Kirchenruine zu sehen

ist. Dieses Bild ist das Symbol des zerstörten Glaubens in vielen Menschen. Mander stemmt sich mit seinem Roman gegen den weiteren Zerfall.

Die Handlung beginnt mit einer Morddrohung. Nachdem bereits der Präsident der schon aus den früheren Romanen bekannten Erz-Blech-Chemie-Holding das Opfer eines Attentats wurde, soll auch deren Vizepräsident Doktor Urban Vorhofer sterben. Nur er kennt die große Gefahr. Um sich zu retten, beschließt er, in der Zentrale seines Unternehmens zu bleiben. Das Bürohochhaus am Wiener Donaukanal bleibt nämlich leer in dieser Woche vom 24. Dezember 1986 bis zum Neujahrstag, es wird nicht gearbeitet, dort fühlt er sich am sichersten. Während dieser Isolation kommt es zu einer Gewissenserforschung. Vorhofer erkennt seine Schuld und Mitschuld, sein fahrlässiges Handeln als Verantwortlicher in einem riesigen Unternehmen und als Verantwortungsloser gegenüber nahestehenden Menschen. Der Abstieg in tiefe und zugedeckte Schichten seines Inneren wird durch einen inneren Monolog vermittelt, der mit einem zeitlichen und räumlichen Abstieg von der ganz oben sich befindenden Chefetage in das Erdgeschoß inhaltlich übereinstimmt. Jeden Tag steigt der auch physisch angeschlagene Vorhofer ein Stockwerk hinab und verläßt schließlich das ihm zum Irrenhaus gewordene Gebäude, um zu entfliehen.

Dieses Handlungsgerüst bildet den Rahmen für ein überaus vielschichtiges Prosawerk. Durch den Ausblick auf die Stadt werden in Vorhofer Gedankenverbindungen ausgelöst, seine Erfahrungen und sein umfangreiches Wissen ermöglichen ein ungewöhnliches kombinatorisches Denken, in der Einsamkeit des technisch perfekt ausgestatteten Riesen-gehäuses konfrontiert er sich mit bisher von ihm zurückgedrängten politischen und ethischen Fragen.

Mander greift zu diesem Zweck auf eine bei uns wenig bekannte historische Persönlichkeit zurück: Die Aktivitäten des russischen Reformpolitikers der Zarenzeit Stolypin haben für ihn Modellcharakter für die 1986 beginnende Wende

in der Sowjetunion. Der ermordete Präsident wollte die in Gang gekommene Bewegung fördern, Vorhofer sollte mit-helfen, verweigerte sich jedoch, wird aber trotzdem in das politische Geschehen hineingezogen. Die Auseinandersetzung mit der östlichen Gedankenwelt führt zu Vorstellungen vom Erlöser, der den lei-denden Menschen hilft. Die Gedanken des Einsamen im leeren Haus summieren sich, er verändert sich.

Der Glaube ist für Mander das Funda-ment. Diesem ist er als Schriftsteller ver-pflichtet. Seine Tätigkeit im industriellen Produktionsprozeß liefert dem Schrift-steller die Inhalte seiner Romane. Diese beiden Komponenten sind auch bei der Gestaltung des Romans *Der Sog* erkenn-bar. Die Informationsfülle und die The-menvielfalt werden durch eine verblüf-fend innere Gliederung gebändigt. Die acht Kapitel des Romans stimmen nicht nur mit den Tagen vom 24. bis zum 31. und mit den Stockwerken vom 7. Stock bis zum Erdgeschoß überein. Die seeli-sche Irrfahrt der Hauptfigur bewegt sich vor dem Hintergrund der Heiligen der katholischen Kirche jener Tage. Das sind die Märtyrer Stephanus und Silvester, der Evangelist Johannes, die Unschuldigen Kinder, Thomas, Urban. Zwischen den Kapitelinhalten und den Heiligenge-schichten bestehen Beziehungen. Auch Vorhofer ist ein Leidender, der behutsam angedeutete Hintergrund signalisiert Hoffnung und Erlösung. Die Gewissens-erforschung scheint dort hinzuführen. Die Einbettung in die Zeit zwischen Weihnacht und Neujahr und die Erinne-rung Vorhofers an seinen kleinen Sohn, dessen Existenz ihm gerade in diesen Ta-gen voll bewußt wird, bilden eine innere Einheit. Das Kind und die Mutter – es war eine flüchtige Begegnung – hatte er aus seinem Bewußtsein verdrängt.

Ebenso unauffällig aber einprägsam drückt Mander sich in Sinnbildern aus, naturalistische Beschreibungen erinnern an mittelalterliche Darstellungen an Kir-chenwänden, Manders Worte kommen auch aus dem Umgang mit den Worten der Bibel.

Die vielen Hinweise auf historische Fakten und Zustände der Gegenwart er-

geben als Summe den Eindruck der Uni-versalität. Die verwirrte Gedankenpro-duktion Vorhofers bekommt durch das in ihm angehäuften Wissen einen Nährbo-den, dazu gehört vor allem die Geschich-te Wiens. Nicht zufällig wird zum Bei-spiel Hermann Broch erwähnt. Das Haus, in dem Broch wohnte, liegt dem Bürohochhaus gegenüber. Vorhofers Blick erfaßt es bewußt. Broch – als sozial denkender Industrieller – ist ein Gegen-stück zum Großmanager der Gegenwart Vorhofer.

Broch war aber auch als Schriftsteller ein Vorbild für Mander so wie Musil und Doderer, die er nicht zufällig erwähnt. Der Hinweis auf sie ist logisch in den Text eingebaut. Das Wurzelgeflecht dieses Romans ist sehr verzweigt, die großen österreichischen Erzähler wirken weiter. Mander ist es mit seinem Roman gelun-gen, ein Bild unserer Gegenwart aus der Sicht seiner Arbeitswelt zu vermitteln. Seine Kenntnisse legitimieren ihn, Posi-tionen einzunehmen, die ungewöhnlich sind. Er belehrt nicht, er überzeugt durch sein Wort und durch sein immer spürba-res Engagement. Die ungewöhnliche Kombination seiner Erlebnisgrundlagen macht ihn zu einer solitären Erscheinung innerhalb einer literarischen Monokul-tur. Gerade durch diesen Roman setzt er sich den Angriffen von verschiedenen Seiten aus, man wird an Inhalt und Form Anstoß nehmen. (Zitat, Seite 125: „Es ist die gleiche Abirrung, ein millionendo-tierter Vorstand zu werden und zu blei-ben, indem man keine Kraft vergeudet, die Institution, der man dient, ganzheit-lich zu beurteilen und weiterzuentwik-keln – was auch zurücknehmen heißen kann! – oder aber wortmächtiger Schrei-ber zu sein, der ohne Fachkenntnis, Weltwissen und inhaltliche Unterschei-dungsfähigkeit das System nur verflucht, ohne Anstrengung darauf zu verwenden, durch Ansprechen seiner Menschen wirklich auf es einzuwirken. Der Betrug ist derselbe! Betrogen werden die Ohn-mächtigen und Schweigenden von beiden Seiten. Es wird zum Trick, immer nur Zeichen setzen zu wollen als Ersatz für die Lieferung der Inhalte dieser vorgebli-chen Zeichen!“)

Für den unvoreingenommenen an Literatur interessierten Leser, der seinen schweren Berufsalltag bewältigen muß, kann Manders neuer Roman ein Buch der Besinnung werden. Er hilft, das dem Menschen gesetzte Maß zu erkennen. Manders poetische Kunst wäre dann eine jener unerwarteten Draufgaben, die das Leben verschönern.

Karl Hopf

KURT KLINGER: ERINNERUNG AN GÄRTEN. Stationen und Reisen. Otto Müller Verlag, Salzburg, 1989.

Wann werden aus den unendlichen Sommern der Kindheit klar begrenzte Urlaube? Wann brechen die unendlichen Räume der Kindheit auseinander, werden zu umzäunten Gärten, in denen jede Pflanze benennbar wird? Kurt Klinger erinnert sich genau an das Erschrecken, als dieser Zauber ohne Vorwarnung in sich zusammenfiel: „Zwischen der Kindheit und der Jugend lag eigentlich nur diese eine schreckliche Sekunde, in der ich erkannte, welchen bescheidenen Raum ich für unendlich gehalten hatte.“ Die leise Geschichte mit dem Titel „Erinnerung an Gärten“ eröffnet ein Buch, das sich der Einordnung widersetzt: Essays? Nein, dazu sind die Texte zu sinnlich; impressionistische Wortgemälde? Dazu enthalten sie viel zu genaue Einsichten; philosophische Betrachtungen? Dafür ist das Gebotene zu wenig abstrakt.

Das Kind glaubt, das Schöne wird erst schön durch Gewohnheit. Der Erwachsene erfährt, daß die Gewohnheit alles, auch die Liebe, abtötet. Nachdem der Autor diese Einsicht kontrapunktisch gesetzt hat, indem er der Geschichte der Kindheit eine Geschichte über das Sterben gegenüberstellt, zeigt er *seinen* Weg gegen Ab-stumpfung und Routine. Er heißt Reisen. Kurt Klingers Art zu reisen ist das Gegenbild des modernen Tourismus: nicht hektisches Abhaken von Sehenswürdigkeiten ist seine Sache, auch nicht soziologisch-scharfes Registrieren fremder Lebensgewohnheiten. Er

schlendert – z. B. durch Rom, nimmt auf, was sich ohne Schwierigkeiten ergibt, lernt Unbekannte kennen und verliert sie wieder aus den Augen. Er gibt sich dem Sommer hin. Denn der Sommer ist seine bevorzugte Jahreszeit. Unnachahmlich bannt er einen Athener Sommer ins Wort: „Vitalität, die mit dem Steigen der Sonne immer noch dröhnender, immer besessener wird: erotomanisches Geheil nach Geld ... Die Sonne ist weiß geworden vor begeistertem Zorn ... Sommer, das große gelbe Tier mit den wacholderdunklen Augen, leckt über seine Strahlenpfoten.“

Nicht ein pedantischer Bildungsbürger erklimmt schwitzend die Akropolis. Diesem einsamen Reisenden ist das Wissen um die Götter der Antike nicht kalt und tot. Es fordert ihm Nachdenken ab über die heutige götterlose Zeit. Olympia und Delphi sind ihm mehr als Stätten kultischer Spiele und geheimnisvoller Prophezeiungen. Er versteht, daß die Olympischen Spiele der Antike eine Grundvoraussetzung hatten, die im Erneuerungsplan von Pierre de Coubertin fehlt: In Griechenland herrschte während der Spiele ein Gottesfrieden. Wie weit sind wir heute davon entfernt, den Weltfrieden während der Olympiade auch nur zu fordern!

Und kann man das delphische Orakel besser deuten in seiner Vieldeutigkeit, als es Kurt Klinger tut, indem er in den rätselhaften Antworten der Pythia den Lohn für einen Hochmut sieht, der Fragen stellt, wo Ergebnis angemessen wäre?

Klinger ist ein Reisender ohne Illusionen. Er reist, weil er sich erhofft, daß fremde Menschen sich preisgeben. Er weiß auch, daß der Fremde für den Einheimischen eine Gefahr ist, denn er ist frei. Der Preis der Freiheit eines Reisenden ohne die Zügel eines Reiseleiters sind die unendlichen Möglichkeiten auf der Speisekarte der Katastrophen. Auch sie verschweigt er nicht, und da blitzt die Ironie eines Mannes auf, der sich nicht tierisch ernst nimmt, der sich von einem palermitanischen Schuhputzerjungen freiwillig und wissentlich übers Ohr hauen läßt.

ist. Diese  
selten und  
karakteristische  
Augenpartie,  
den Mozart-  
en ist.

ieferte Prof.  
möglichen  
Tod des Mu-

eweisstück"  
ines Bluter-  
er Hirnhaut  
e (epidurales  
er zwar vor-  
aber später  
haben könn-  
em bekannt,  
n letzten Le-  
an starken  
enommenheit  
-ibf-

en sich beim  
Dirigierwettbe-  
didaten ange-  
fter zählen für  
e mehr als Di-

ätigungsfelder  
hlerzulande in  
ühnen und Or-  
den audiovisu-  
ders Hörfunk -  
ch bei kirchli-

aber auch ge-  
e. Trotz einiger  
wurden schon  
durch die gro-  
nd physischen  
nd des Musizie-  
k ganz plötzlich  
and gerissen.  
-ibf-

ergeben. „Die Ve-  
den Kreis der älte-  
stellungen über-  
Finderin, Dr. Chri-  
Maresch.

lgenberg nördlich  
seit 1985 Notgra-  
t. Auch im heurigen  
berten des Bundes-  
er im Einsatz. Wie  
gleitfunde belegen,  
Steinzeit ein Bauf-

kritisch  
gelesen

Faszinierende  
Eindringlichkeit  
und Tiefe



Matthias Mander: **Der Sog.**  
Roman. 340 Seiten, Leinen, S 350.-.  
Styria-Verlag, Graz.

Matthias Mander (geb. 1933 in Graz, Industriemanager, Anton-Wildgans-Preisträger) hat mit dem „Kasuar“ und den „Wüstungen“ schon zwei Romane vorgelegt, die als literarische Ereignisse bezeichnet werden mußten. Es war unschwer vorherzusehen, daß auch sein dritter Roman aus den Chefetagen der modernen Industrielwelt zu solch einem Ereignis werden würde.

Nicht vorauszusehen war, daß es Mander im „Sog“ gelingen würde, sich nochmals zu steigern und ein Werk von solch faszinierender Eindringlichkeit und Dichte zu schaffen, daß man als Leser von staunender Atemlosigkeit befallen wird ob der Fülle an Gedankenreichtum, Tiefe und Faktenwissen – und das alles in einem vollendeten Sprachstil dargeboten, wie er heutzutage kaum einem zweiten deutschsprachigen Autor zur Verfügung steht.

„Der Sog“ ist der innere Monolog eines Managers, dem, nach dem ungeklärten Mord am Präsidenten des Konzerns, eine Art Menetekel an der Wand erscheint: Er werde der nächste sein. In sieben Tagen, vom Weihnachtsabend bis zu Silvester, vollzieht sich das innere Sterben jenes Mannes, der sich aus Furcht vor einem Attentat im Bürohochhaus eingeschlossen hat und hier zwar vor äußerer Bedrohung sicher ist, nicht aber vor dem psychosomatisch

bedingten Zusammenbruch seines Körpers.

In Todesnot kämpft er sich vom siebenten Stockwerk hinunter ins Erdgeschoß und quält sich dabei sein eigenes Leben zurück, erkennt er die Sinnleere und Würdelosigkeit seines bisherigen Daseins, die Hohlheit äußerer Erfolge. Nun vollzieht sich in ihm eine Wende, die Auferstehung eines anderen, seines wahren Ich wird erahnbar.

Vor der hinreißend minutiös geschilderten Stadtsilhouette Wiens laufen Szenen grausam realistischer Machtkämpfe ab, Gedankenketten und zeitgeschichtliche Fakten drängen dazwischen, betörend schöne und harte, unretouchierte Bilder – in denen dem Symbol des Pferdes eine besondere Bedeutung zukommt – begleiten die Konfrontation des Einsamen mit den Letzten Dingen. Dies alles – es sei wieder und wieder betont – ist in einer sprachlich-stilistischen Perfektion dargestellt, die ihresgleichen sucht. Vergleiche zu „Ulysses“ und zu Brochs „Tod des Vergil“ drängen sich auf.

Wer immer sich in unserer Zeit der literarischen Primitivlinge, der esoterischen Langweiler und der reißerischen Action-Akteure noch eine Spur für Größe und Wert dessen bewahrt hat, was Literatur sein könnte und sein sollte, wird den „Sog“ an die Spitze der zahllosen Neuerscheinungen dieses Jahres setzen müssen. Vor diesem Roman schrumpft so manches offizielle Aushängeschild des literarischen Österreich zu gartenzwerghafter Lächerlichkeit zusammen; betroffen erkennt man, was die sogenannte zeitgenössische Literatur dem Leser an Tiefe und Gedankenfülle permanent vorenthält.

Freilich steht zu befürchten, daß das Buch bei der gesteuerten Kritiker-Mafia nicht uneingeschränkt den verdienten Widerhall finden wird. Denn hier ergeht sich kein Linker in ideologischer Phrasendrescherei, kein Sexomane in wollüstigen Phantasien, kein Antiklerikaler in demagogischen Zynismen oder in sonstigen Abartigkeiten, die uns seit Jahrzehnten als angebliche Qualitätsmerkmale suggeriert werden.

Hier wird für den Leser nachvollziehbar bis zur Schonungslosigkeit die existentielle Not eines Menschen geschildert, der die Grenze zwischen Leben und Tod entlangtastet und erkennen muß, wie sehr er das Gute unterlassen und das Böse getan hat – ohne daß der Autor auch nur einen Augenblick lang den moralisierenden Zeigefinger heben oder daß dem Leser als Mit-Erlebendem, Mit-Leidendem, Mit-Sterbendem die eigene Entscheidung abgenommen würde.

HELMUT SCHINAGL

Mehr als 700 Bodentunde werden  
Jahr in Österreich

oman. Bergstadtverlag  
Ln., DM 48,—.

, wenn man Erinnerun-  
fangenenlager, Flucht  
akter Freiheit, an Todes-  
Lebens nach dem Ende  
Leinz Piontek, geboren  
her Jugend schreibend  
en. Auf beinahe sechs-  
Wanderjahre", die ihn  
orten, bis er endlich in  
au, daß es ihm gelingt,  
in einzelnen, damals  
n. Was diese Wendun-  
doch einer Gänsehaut  
ach der Entlassung aus  
h's gut. Heil und Sieg"  
iges durchaus möglich  
Piontek, der bald dar-  
esatzter tätig ist, wird

werden vor allem jene  
n gesteckt hat, die den  
wie Schlachtvieh an die  
ngen am Leben geblie-  
... Zum Glück gewan-  
amals nach dem Krieg  
uchseite 162 wirft der  
der Front: „Bei Lomza,  
— und das erfahre ich  
in russischer Artillerie-  
Batterie. Er läßt reich-  
er durch, so im Kapitel-  
che.“ Mehr muß man,  
eine vom Krieg verwü-  
-Frau, was für Zeiten  
Ilse Tielsch

en der „Calatra Press“  
ryk und von der stim-  
dlung.  
ünster als Dozent tätig  
Abgrund gespannt“ als  
fernöstlichen Dichtung  
de eine gewisse Unaus-  
sind ihm doch Gedichte  
sind oft seine knappen  
Wie viele Tropfen / im  
?“

Der auch als Übersetzer wirkende und mit mehreren Preisen bedachte Autor Gerd **Henniger** beschreibt in seiner behutsamen, von anschaulicher Bildkraft geprägten Prosa mit dem Titel „Requiem für das Meer“ verschiedene der vom Aussterben bedrohten Meeresgeschöpfe, den Hummer, den Drachenkopf u. v. a. Über den Drachenkopf heißt es beispielsweise: „... in solcher Erhabenheit klagten römische Schauspieler, zu so viel Würde erstarrten die Gesichtszüge chinesischer Bonzen. Aus diesem Pathos, das nur feierliche Bewegungen erlaubt, spricht eine Weisheit, die auf Leidenschaftlichkeit und stoische Ruhe gründet ...“ Eine nachdenklich stimmende Prosa, zu der die beigefügten Bilder von Meerestieren sehr gut passen.

Erwin **Jaeckles** philosophischer Traktat mit dem überlangen Titel „Die komplementären Lehren der transzendentalen Erkenntnistheorie und der erkenntniskonstituierenden Evolutionstheorie“ will als Anregung verstanden sein, sich näher mit den oft gegensätzlichen Erkenntnistheorien Herders und Kants zu befassen, von denen unser geistiges Weltbild entscheidend geformt wurde. Jaeckle zeigt in seiner geistvollen, von einschlägigem Fachwissen zeugenden Schrift den bedeutsamen Weg, den unsere Geisteswissenschaft zurückgelegt hat, von den Einsichten Herders und Kants bis zu den Erkenntnissen der modernen Physik. Ludwig Börner

Matthias Mander: **Der Sog**. Roman. Verlag Styria, Graz—Wien—Köln, 1989. 340 Seiten, ISBN 3-222-11914-7.

Mander war für seine Leser noch nie ein bequemer Autor. „Der Sog“ ist sein bisher unbequemstes, sein rigorosestes Buch. Es erfaßt den Leser, läßt ihn nicht mehr los, zwingt ihn, sich selbst im Spiegel anzusehen. Die Gnade des Wegschauens oder des Vorbeischauens wird nicht gewährt. Urban Vorhofer, Vizepräsident der Erz-Blech-Chemie, gerät nach der Ermordung des Präsidenten und dem Hinweis des Mörders „Vorhofer als nächster“ in eine tödliche Krise, die unerbittliche Selbsterkenntnis und Selbstanklage einschließt, Aufbrechen jahrzehntealter Verhärtungen, Verkstungen und ein tastendes Hinwenden zu einer lange verschütteten Menschlichkeit. In einer atemberaubenden Katharsis wird Vorhofer von der Höhe seines Hochmutes faktisch und symbolisch in die Tiefe geholt. Der Roman beginnt am 24.12. 1986 im 7. Stockwerk des Firmengebäudes und endet am 31. 12. 1986 vor dem Haus. Anhand des exemplarischen, kühl kalkulierenden Managers entfaltet Mander die brennend aktuelle Frage nach einem wahrhaft verantwortlichen Wirtschaften, das zugleich das Arbeitsleid der vielfach in sinnleere Abläufe gezwungene Menschen minimiert. In diese Fragestellung bringt Mander sein enormes Insiderwissen aus dem Bereich der verstaatlichten Industrie und das geschärfte Wissen des engagierten Christen ein. Leuchtet in den „Wüstungen“, Manders vorletztem Roman, als vorbildlicher Kämpfer für eine gerechte Ordnung die Gestalt des „Bauernbefreiers“ Hans Kudlich auf, so ist es diesmal der von Lenin gehaßte russische Ministerpräsident Peter Stolypin (ermordet 1911), der in dieser Funktion gewürdigt wird. Last, not least sei noch darauf hingewiesen, daß „der Sog“ auch eine neue Facette zum Bild der Stadt Wien hinzufügt.

Ein wichtiges Buch, ein Buch, an dem man kaum vorbeigehen kann.

Ernst David

podium

Heinz Piontek: **Stunde der Überlebenden**. Roman. Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, Würzburg, 1989; 607 S., Ln., DM 48,—.

Die verknappte Sprache der Lyrik reicht nicht aus, wenn man Erinnerungen an Krieg und erste Nachkriegsjahre, an Gefangenenlager, Flucht unter Lebensgefahr, an das Gefühl wiedergeschänkter Freiheit, an Todesangst und an den mühseligen Anfang eines neuen Lebens nach dem Ende des Krieges beschreiben will. Auch der Lyriker Heinz Piontek, geboren 1925 in Schlesien, muß, wenn er die Jahre seiner Jugend schreibend bewältigen will, die Form der langen Prosa wählen. Auf beinahe sechshundert Seiten erinnert er sich jener prägenden „Wanderjahre“, die ihn durch verschiedene Gegenden Deutschlands führten, bis er endlich in München sesshaft wurde, und er erinnert sich genau, daß es ihm gelingt, auch die Sprache jener Zeit, dies nicht nur in einzelnen, damals gebräuchlichen Wendungen, wieder zu beschwören. Was diese Wendungen betrifft, „Mann-o-Mann“, da kann man sich doch einer Gänsehaut nicht erwehren, wenn etwa der „kleine Michnik“ nach der Entlassung aus dem amerikanischen Gefangenenlager „Also mach's gut. Heil und Sieg“ von sich gibt, gleichzeitig weiß man, daß Derartiges durchaus möglich gewesen ist. „Oh, my goodness!“, der junge Mann Piontek, der bald darauf als Schildermaler für die amerikanischen Besatzer tätig ist, wird andere Wendungen gebrauchen.

Eintauchen in diese akribisch geschilderte Zeit werden vor allem jene Leser, die man noch als halbe Kinder in Uniformen gesteckt hat, die den Menschenschindern ausgeliefert waren, die man wie Schlachtvieh an die Fronten transportierte, die durch glückliche Fügungen am Leben geblieben sind. „Wenn wir den Krieg gewonnen hätten . . . Zum Glück gewannen wir ihn nicht“, Erich Kästner wird zitiert, damals nach dem Krieg Feuilletonchef der „Neuen Zeitung“, und auf Buchseite 162 wirft der Autor ein winziges Blinklicht auf die Gegenseite der Front: „Bei Lomża, auf der gegenüberliegenden Seite des Narew — und das erfahre ich nach mehr als zwanzig Jahren — kommandiert ein russischer Artilleriehauptmann namens Alexander Solschenizyn eine Batterie. Er läßt reichlich schießen . . .“

Da und dort, in einzelnen Sätzen, bricht der Lyriker durch, so im Kapitelanfang auf Seite 417: „München roch nach Asche.“ Mehr muß man, wenn von jener Zeit die Rede ist, nicht sagen über eine vom Krieg verwüstete, verbrannte Stadt „Mann-o-Mann“, Frau-o-Frau, was für Zeiten haben wir durch- und überlebt!  
Ilse Tielsch

#### Neuerscheinungen in der „Calatra Press“

Der literarische Bogen ist in den Neuerscheinungen der „Calatra Press“ wieder recht weit gespannt: Er reicht von der Lyrik und von der stimmungsvollen Prosa bis zur philosophischen Abhandlung.

Hans Herbert **Kroepfle**, der an der Universität Münster als Dozent tätig ist, stellt sich in seinem Gedichtband „Über den Abgrund gespannt“ als sensibler Lyriker vor, der sich u. a. auch an der fernöstlichen Dichtung orientiert hat. Obwohl in etlichen seiner Versgebilde eine gewisse Unausgeglichenheit im Strukturellen zu spüren ist, gelangen ihm doch Gedichte von überzeugender Wirkung. Sehr beeindruckend sind oft seine knappen lyrischen Formen, von denen ein Haiku zitiert sei: „Wie viele Tropfen / im glitzernden Strom sind wohl / als Tränen geweint?“

Der auch als Übersetzer wirkende und mit mehreren Preisen bedachte Autor Gerd **Henniger** beschreibt in seiner behutsamen, von anschaulicher Bildkraft geprägten Prosa mit dem Titel „Requiem für das Meer“ verschiedene der vom Aussterben bedrohten Meeresgeschöpfe, den Hummer, den Drachenkopf u. v. a. Über den Drachenkopf heißt es beispielsweise: „... in solcher Erhabenheit klagten römische Schauspieler, zu so viel Würde erstarrten die Gesichtszüge chinesischer Bonzen. Aus diesem Pathos, das nur feierliche Bewegungen erlaubt, spricht eine Weisheit, die auf Leidensfähigkeit und stoische Ruhe gründet . . .“ Eine nachdenklich stimmende Prosa, zu der die beigefügten Bilder von Meerestieren sehr gut passen.

Erwin **Jaekles** philosophischer Traktat mit dem überlangen Titel „Die komplementären Lehren der transzendentalen Erkenntnistheorie und der erkenntnistheoretischen Evolutionstheorie“ will als Anregung verstanden sein, sich näher mit den oft gegensätzlichen Erkenntnistheorien Herders und Kants zu befassen, von denen unser geistiges Weltbild entscheidend geformt wurde. Jaekle zeigt in seiner geistvollen, von einschlägigem Fachwissen zeugenden Schrift den bedeutsamen Weg, den unsere Geisteswissenschaft zurückgelegt hat, von den Einsichten Herders und Kants bis zu den Erkenntnissen der modernen Physik. Ludwig Börner

Matthias Mander: **Der Sog**. Roman. Verlag Styria, Graz—Wien—Köln, 1989. 340 Seiten, ISBN 3-222-11914-7.

Mander war für seine Leser noch nie ein bequemer Autor. „Der Sog“ ist sein bisher unbequemstes, sein rigorosestes Buch. Es erfaßt den Leser, läßt ihn nicht mehr los, zwingt ihn, sich selbst im Spiegel anzusehen. Die Gnade des Wegschauens oder des Vorbeischauens wird nicht gewährt. Urban Vorhofer, Vizepräsident der Erz-Blech-Chemie, gerät nach der Ermordung des Präsidenten und dem Hinweis des Mörders „Vorhofer als nächster“ in eine tödliche Krise, die unerbittliche Selbsterkenntnis und Selbstanklage einschließt, Aufbrechen jahrzehntelanger Verhärtungen, Verkrustungen und ein tastendes Hinwenden zu einer lange verschütteten Menschlichkeit. In einer atemberaubenden Katharsis wird Vorhofer von der Höhe seines Hochmutes faktisch und symbolisch in die Tiefe geholt. Der Roman beginnt am 24. 12. 1986 im 7. Stockwerk des Firmengebäudes und endet am 31. 12. 1986 vor dem Haus. Anhand des exemplarischen, kühl kalkulierenden Managers entfaltet Mander die brennend aktuelle Frage nach einem wahrhaft verantwortlichen Wirtschaften, das zugleich das Arbeitsleid der vielfach in sinnleere Abläufe gezwungene Menschen minimiert. In diese Fragestellung bringt Mander sein enormes Insiderwissen aus dem Bereich der verstaatlichten Industrie und das geschärfte Wissen des engagierten Christen ein. Leuchtet in den „Wüstungen“, Manders vorletztem Roman, als vorbildlicher Kämpfer für eine gerechte Ordnung die Gestalt des „Bauernbefreiers“ Hans Kudlich auf, so ist es diesmal der von Lenin gehaßte russische Ministerpräsident Peter Stolypin (ermordet 1911), der in dieser Funktion gewürdigt wird. Last, not least sei noch darauf hingewiesen, daß „der Sog“ auch eine neue Facette zum Bild der Stadt Wien hinzufügt.

Ein wichtiges Buch, ein Buch, an dem man kaum vorbeigehen kann.

Ernst David

podium

# RHEINISCHER MERKUR

Christ und Welt

 AUSSCHNITT

1000 Berlin 61, Tel. 030 - 691 6055

RHEINISCHER MERKUR  
CHRIST UND WELT

5400 KOBLENZ

Auflage wochentl. 109,812

Ausschnitt Media No. 1483 Z

1. Dezember 1989



Karriere ohne Verantwortung: Eine verstörende Parabel über die Industriegesellschaft

## Aschenwelt

Matthias Mander:  
Der Sog  
Roman.  
Verlag Styria, Graz 1989.  
380 Seiten, 49 DM.

**D**er dritte Roman von Matthias Mander, Industriemanager und Lektor an der Wiener Wirtschaftsuniversität, beschreibt, wie ein Mensch, der ein Leben lang an sich selbst und an den Menschen vorbeigelebt hat, von der Wirklichkeit eingeholt wird. Die äußere Handlung ist schnell erzählt: Der Vizepräsident eines österreichischen Betriebes der Großindustrie, Dr. Urban Vorhofer, findet, einen Monat nachdem sein Präsident am Schreibtisch von einem Terroristen erschossen worden ist, im Direktionsaufzug des Verwaltungshochhauses seines Betriebes eine Einritzung: „VORHOFER IST DER NÄCHSTE“. Das gleiche hatte schon ein bei der Polizei eingegangener Drohbrief angekündigt; aber die Einritzung entdeckt Vorhofer am Mittag des 24. Dezember, nachdem alle Mitarbeiter das Haus verlassen haben. Es ist der Beginn der Weihnachtsferien. Der Vizepräsident nimmt an, daß der Terrorist nun im Haus ist, um seinen Mordplan auszuführen. Wahnsinnig vor Angst, schließt er sich zunächst in seinem

Direktionszimmer ein; dort ist er einem lebensgefährlichen Magenbluten ausgesetzt, wobei er jedoch nicht wagt, Hilfe von außen zu holen.

Bis zum Silvestertag irrt der Isolierte in quälenden Wachträumen, die ihm sein verfehltes Leben in schmerzhaftester Weise zum Bewußtsein bringen, durch das Hochhaus, jeden Tag eine Etage tiefer hinab – bis er am Silvesterabend endlich wagt, das Gebäude zu verlassen. Er will (als Anfang eines neuen Lebens sozusagen) die durch seinen Betrieb und dessen umweltschädigenden Aktivitäten gefährdeten Menschen warnen. Dabei bricht er tot zusammen.

Das Parabelhafte der Geschichte liegt auf der Hand: Gibt es Wege der Rettung? Der ermordete Präsident Arlet hat sie gesucht. Vizepräsident Vorhofer, der Held des Buches, war eher sein Gegenspieler: Ihm war nur seine Karriere wichtig; ohne Verantwortung für das Ganze suchte er lediglich den kurzfristigen Vorteil für den Betrieb und für sich. Es war – so geht ihm jetzt auf – fast wie eine Übereinkunft mit sich selbst, „... jahrzehntelang kein einziges Mal einen Menschen ehrlich nach seinem Ergehen zu fragen, ohne Zeitdruck seine seelische Verfassung oder sein Familienleben zu erkunden. Maschinenhafte, kraß versachlichte, verfestigte, entlaubte, enthäutete Brand- und Aschenwelt... Diese Morderei also

war sein Lebensstil und Erfolgskurs!“ Dieser Roman verdichtet die Wirklichkeit unserer modernen Industriegesellschaft in außerordentlich packender Weise. Aber er hat eigentlich nicht so sehr diese Welt im Blick als vielmehr den Menschen in ihr: mit seinen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, mit seinen drückenden Verantwortlichkeiten und kurzfristigen, wenn nicht endgültigen Ausweglosigkeiten – eine Verantwortungslosigkeit des einfachen Weitermachens auf Kosten der kommenden Generation. „Kinderlose Gangster seien hierfür bestens geeignet“, sagt ein leitender Mitarbeiter mit zynischer Hellsichtigkeit, bevor er seine Stelle aufgibt.

Das Buch verfällt dabei nie modischem Kulturpessimismus, sondern erinnert an den menschlichen Mut, mit dem man dieser bösartigen Unwirklichkeit gewachsen sein kann. Die Flucht in eine ausgedachte utopische Welt verbaut der Autor sich und uns. In historischen Reminiszenzen, oft an konkreten Daten festgemacht, zeigt Mander unsere Herkunft, aus der wir leben und aus der heraus wir Wege der Veränderung beschreiten könnten. Der Weg von oben durch die einzelnen Etagen des Verwaltungshochhauses nach unten ist zugleich ein Weg von außen nach innen; ein Weg von außengesteuerter Oberflächlichkeit zur bodennahen Verantwortung vor der Wirklichkeit. Für sein literarisches Werk ist Matthias Mander soeben mit dem Literaturpreis des Landes Steiermark ausgezeichnet worden. Hermann Josef Spital

# Türme ins Schweigen – „Vorhofer als Nächster“ Matthias Manders Trilogie über die moderne Arbeitswelt

Matthias Mander: „Der Segel“, Roman, 340 S., Lr., S 350 (Sylvia Verlag, Graz).

Wenn ein Mann, Ende der Fünfzig, „Spitzenmanager“ eines „Großunternehmens“, sich am 24. Dezember nach Verabschiedung seiner Mitarbeiter in die Feiertage – Handschläge ohne Herzschlag, ohne Brückenschläge zum Du – im Büroturm seiner Firma verbarrikadiert – man assoziiert sofort Flakturm, Fluchtturm, Wehrturm, Glockenturm und wittert Phallisches –, dann muß etwas in seinem Leben in Unordnung geraten sein. Was, das ist das Thema des vorliegenden Romans.

Aber es ist nicht nur dieses – trotz aller Machtfülle, trotz allem Herrschaftsanspruch, trotz aller scheinbaren Verfügungsgewalt – kleine, begrenzte, beschränkte, verlorene, leere, sinnentleerte Ich, das in sich zusammensackt wie eine lecke Bildschirnröhre – Implosionen können verheerendere Wirkungen haben, nachhaltigere als Explosionen, wenn auch nicht so spektakuläre –, sondern zugleich der Irrlauf einer ganzen Epoche: des industriellen Zeitalters, der instrumentellen Vernunft. Das Auseinanderklaffen von Hirn und Herz in allen Lebensbereichen, das ist das Thema dieses Buches, das, wahrscheinlich, zum imposantesten zeitkritischen Instrument der Literatur seit Broch, seit Musil geworden ist.

Imposant nicht nur wegen der literarischen Qualitäten einer Sprache, deren assoziative Dichte an den berühmten Schluß des „Ulysses“ heranreicht und dennoch oder vielleicht eben deswegen etwas vom Klang, von der Stimmung der Menschheitseppe an sich hat, sondern auch wegen der außerordentlichen Sachkompetenz, womit Matthias Mander selbst Manager eines Großunternehmens – die Schwachstellen unseres widersprüchlichen, aus den Fugen geratenen, mit sich zerfallenen, hochfahrenden, aber in sich morsche, nur noch Zweck-, nur noch Scheinoptimismus zur Schau stellenden Lebensstils bloßlegt.

Gewiß, manches von dem hier kurz skizzierten ist anderwärts schon gesagt, schon umschrieben worden. Allein die Kunstfertigkeit, mit der Mander es versteht, die Sprüche und Widersprüche der Zeit mit dem persönlichen Schicksal seines Helden derrauf zu verknoten, daß kollektives Geschehen, daß Geschichtsabläufe unversehens als krankmachende Faktoren der Individualpsychologie verstehbar werden – das ist, oftmals versucht, ganz selten nur erreicht, hier zum literarischen Ereignis geworden.

Die Fabel dieses Romans, der von niemand anderem in Österreich, ja vermutlich im gesamten deutschen Sprachraum hätte geschrieben werden können als von

Finanzwelt. Manders Schreibstil versteht sich auf das Herstellen subtiler, verdeckter Bezüge und Andeutungen.

Deshalb ist Tod bei ihm nicht gleich Tod und Mord, nur die logische Fortsetzung dessen, was wir leben. Hart und mit unerbitlicher Logik heißt es somit gegen Ende des Buches: „Der Schütze

ves und Subjektives überschneidet einander, durchkreuzen einander, verzahnen sich ineinander, werden zu einem gewaltigen Erinnerungsteppich, auf dem der freiwillig Internierte plüschgebremst voranschreitet.

Doch was durchaus im Stil der Chefetage begonnen hatte, plumpst – alle notdürftig auf-



Photo: Sylvia/Ötava

## FERN VON MEDIENRUMMEL UND LITERATURBETRIEB

Der Wiener Schriftsteller Matthias Mander

hat nicht etwa recht, aber sein Wahn ist auch ein Teil des eigenen Wahns, insofern stellt die Bluttat Gleichheit her.“

Insofern beginnt aber auch mit der Angst Vorhofers folgerichtig der Abstieg des Managers ins eigene wie in das kollektive Unbewußte, deren Zugänge er zeit seines Lebens mit großem Geschick zugeschart hat. Von der zumeist verdrängten Gegenwart, aber noch mehr davon, daß sie sich hier, im Herzstück der Macht, derrauf unverbüllt, derrauf lakonisch und, wie er im Verlauf seiner Hollenfahrt noch erkennen wird, derrauf folgerichtig offenbart, läßt er sich in die am Donaukanal gelegene Befehlszentrale des Unternehmens einschließen.

Trotz seiner Befehlsgewalt über Tausende von Mitarbeitern hat er keinen Menschen, bei dem er sich jetzt hätte verkrühen können. Sobald es ihm selbst an den Krügen geht, kehrt er, der Schreibschützer, an die Stätte

rechterhaltener Konventionen, alle Masken und Verkleidungen sacken von Frage zu Frage weg – in die Höhle des eigenen Unbewußten, aus dem sich immer deutlicher die historischen, die gesellschaftlichen, die politischen Wurzeln dieses Gebrochenern, von seinem Beruf und daher an dieser inhumanen Arbeitswelt Zerbrochenen abheben. Strandgut der Zivilisation, das – infolge einer Magenblutung – blutverkrustet und kotverschmiert – sieben lange Tage, sieben lange Nächte, über sieben Etagen ins Parterre hinuntertreibt.

Buchstäblich parterre: Von seiner Höhe, von seinem einsamen Stolz peitscht es ihn, den mit den sieben Todsünden Beladenen, den von uneingestandenner Schuld Befleckten, die sich in nicht enden wollenden Verdrängungsketten aus allem Verstärkten, Zurückgestauten heraus-schält und allmählich ins Bewußtsein schiebt, durch alle sieben Kreise der Hölle bis in die Niederungen der Gasse. Dort erst

stellt sich für Mander keinmal als eine Abfolge kausaler weiterer Kalküle dar, sondern weltweit vernetztes System einzelner Bereiche wird ständig machen und weggebrochene Feder zurücklegen können.

Deshalb müssen also auch Ursachen für Arlets und Mander Tod im dunklen Folge der imperialistischen der Großmächte, wo Mander mit unerhörtem, schem Geschick gelingt, sowohl für den KGB wie CIA in den Sachzusammen zu konstruieren. Das von Moral, Humanität, Glaubenslöste, sich selbst organisierte betriebswirtschaftliche I beginnt um sich selbst zu k wird mehrdeutig schillern Kaleidoskop, das beliebigen spiegelt und bricht und deswegen die Menschen in Bann schlägt, in seinen So von seinem Strudel verschlägt.

In knappen stenographischen Protokollen entwirft Mann Schicksal einer städtischen von Arbeitswracks und A leichen, die von dem wieder ausgespien werden sind Randfiguren im w Sinne des Wortes. Rand der Arbeitswelt, obwohl ihrem Zentrum stehen; aber Randfiguren des Lebens, nicht zu ihrer eigenen I mung, zur Selbstbestimmung. Es sind Außengefremdbestimmte, jeglicher für Ausgesetzte, die sich irrtümliche Verhaltensformen Krankheit flüchten.

Was Mander mit seinem man, mit dem dritten, selbständigen Teil seiner Trilogie über die moderne A welt, geleistet hat, ist ein wilder, wütender Aufschrei der grassierenden tiefst: Mißachtung aller Menschenlebensschichtliche Anlage ein Profidenken ohne Zwung, gegen die weltweite I zung, industrieller Produktion ohne Rücksicht auf Ethik, Machttausübung ohne Rück auf Menschlichkeit.

Was Marx einst von F Romanen behauptete, nämlich daß man aus ihnen mehr den Umlauf des Geldes erkennen als aus den Schriftre Nationalökonomie abgewa gilt in sinngemäß abgewa Form für diesen Roman zeigt Mander die Schwach einer Gesellschaft, die im ist, sich selbst aufzufressen währt aber auch Ausblick mögliche Korrekturen. nicht auf Revolutionen; de schaffen nach Meinung de tors nur neues Leiden.)

All das ist mit unerl Sachwissen, eingehender

# Ein Kreuzweg

## Matthias Manders neuer Roman «Der Sog»

E. H. Wertende literarische Darstellungen der heutigen Industriegesellschaft – nicht von der Perspektive des kleinen Mannes, sondern von hoher Warte aus, nämlich jener der Manager selbst gesehen – sind buchstäblich an den Fingern einer Hand zu zählen. Zu diesen gehören die Bücher des 1933 geborenen Wiener Schriftstellers und Betriebswirtschafter Matthias Mander. In seinen Romanen «Der Kasuar» (1979) und «Wüstungen» (1985) hat er die Strukturen des komplizierten Räderwerks, welches das Funktionieren nicht nur unserer «entwickelten» Gesellschaft, sondern der ganzen, immer unbewohnbareren Erde bestimmt, durchleuchtet und den Weltzustand der siebziger und achtziger Jahre beeindruckend ergründet.

Der neue Roman «Der Sog» ist seiner Konzeption gemäss der abschliessende Teil der Romantrilogie über das Thema Österreich und Industrie. Mehr denn je geht es Mander hier um das Ganze, das unentwirrbare Geflecht von Wirtschaft, Technik und Politik, deren Unmoral er zunehmend im Spiegel der christlichen Ethik reflektiert. Bereits der Roman «Wüstungen» könnte durchaus als Heilsgeschichte gelesen werden, «Der Sog» rundet diese Vision ab. Form und Inhalt, Niedergang und Erhöhung seines Protagonisten, Dr. Urban Vorhofer, veranschaulichen jenen «Sog», der uns alle mitzureissen droht. Gleichzeitig versucht der Autor jedoch, Denkanstösse zu geben, mit denen der unheilvollen Entwicklung Einhalt geboten werden könnte.

Die Handlung beginnt am 24. Dezember 1986. Vor einem Monat wurde der charismatische Präsident des Riesenkonzerns Erz-Blech-Chemie ermordet. Seit einigen Minuten weiss sein Nachfolger, Vizepräsident Vorhofer, dass auch er auf der Abschussliste der Terroristen steht: «Vorhofer als nächster» heisst es auf einem Zettel, der im Aufzug gefunden wurde. In panischer Angst sperrt er sich nach der Weihnachtsfeier in sein Büro im nunmehr leeren Hochgebäude ein. Vor Aufregung erleidet er eine Magenblutung, deliriert, überlebt mit Eiswürfeln, Getränken aus dem Kühlschrank und Weihnachtsgebäck. In diesem Zustand, am Rande des Todes, unterzieht er sich einer Gewissensforschung, deren Stationen um so mehr einem Kreuzweg ähneln, als das weihnachtliche Lichtkreuz des Hochhauses im Textgeflecht eine grosse Rolle spielt.

In erzählenden Passagen und inneren Monologen erstet das Bild eines dieser Wirtschaftsführer, «gierig wie Tiger, schlau wie Schlangen, brutal wie Gorillas», die es in der Hand hätten, die von ihnen verwalteten grossen Ressourcen zum Wohl der Gesamtheit einzusetzen, die jedoch aus Gewinnsucht, Egoismus, Dünkel und Überheblichkeit den Überblick verloren haben und die Folgen ihres Tuns nicht ermassen. Hinter den momentane Sicherheit vor dem

Mörder gewährenden Fenstern taumelt Vorhofer sich selbst überlassen in dem von Winterstürmen gepeitschten Wien – das zu wechselländigen Tages- und Nachtzeiten aus vielfachen topographischen und geistig-historischen Perspektiven gezeigt wird – stunden- und tagelang von Stockwerk zu Stockwerk, besinnt sich zwischen Ohnmacht, Traum und klarsichtigen Augenblicken seines Lebens. Er erinnert sich an seine Kindheit in Kehlberg, an einen verheerenden Luftangriff, dem sein Vater zum Opfer fiel, an eine Frau, die er verführt und verlassen, an das gemeinsame Kind, das er nie gesehen hat. Allmählich wird ihm klar, dass auch er Schuld an der Ermordung seines Präsidenten trägt, dessen weitsichtige Wirtschaftspolitik er missachtet hatte; auch war er seiner Aufforderung, zum 75. Todestag des 1911 ermordeten zaristischen Reformministerpräsidenten Stolypin als Experte des Themas eine Würdigung zu verfassen, nicht nachgekommen. Stolypins Gestalt und Schicksal erscheinen in einer unmissverständlichen Parallele zu Gorbatschews Bestrebungen und eventuellem Schicksal, sollte ihm Unterstützung versagt bleiben.

Der Name «Vorhofer» ist mit Bedacht gewählt; er deutet auf die Möglichkeit einer Erlösung hin, auf eine Besinnung, die schliesslich zu einem «eigenen» Tod, zum Opfertod führen wird.

Ausgehend von einer enormen Wissenssumme, hat Mander in seinem Roman Bezüge zwischen Menschheits- und Heilsgeschichte und nicht zuletzt der Geschichte Österreichs hergestellt. Die apokalyptische Bilderflut, die poetischen Assoziationsketten, die selbstquälerische Gewaltleistung der Sprache (die man sich an manchen Stellen einfacher wünschen würde) erzeugen jenen Sog, der dem Schuldigen die Augen öffnet und ihm die Sühnetat eingibt. Sie legt auch für den Leser Zusammenhänge bloss, über die nachzudenken sich die Mühe lohnt.

Matthias Mander: Der Sog. Roman. Verlag Styria, Graz 1989.

## Kulturnotizen

### Freud-Kongress in Zürich

p. w. Am 23./24. September findet aus Anlass des 50. Todestages von Sigmund Freud in Zürich ein Kongress mit dem Thema «Ödipus?» statt. Elf Referenten aus fünf Ländern stellen dieses zentrale Axiom der Psychoanalyse zur Diskussion. Der Kongress wird von den Herausgebern der psychoanalytischen Zeitschrift «RISS» veranstaltet. Genauere Unterlagen sind erhältlich bei «RISS», Zeitschrift für Psychoanalyse, Winterthurerstr. 52, 8006 Zürich.

Scherenschnitt-Ausstellung in Vevey. Das Jenisch-Museum in Vevey zeigt bis 5. November eine Sammlung von Scherenschnitten des Patriziers Jean Huber. Der 1721 geborene Huber entwickelte die damals beliebte Kunst der Silhouette zu höchster Meisterschaft. Als Sujets wählte er häufig Jagdszenen, Schlachten und verschiedene Landschaften.

(sda)